



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 4

Sonnabend, den 15. Hornungs 1930.

Nr. 4

Dörsenthin (Kr. Köslin) und seine Flurnamen.

Von Lehrer Brandt-Dörsenthin.

(Schluß.)

Wir befinden uns nun wieder auf dem „Gillberg“ bei der „Fortbachbrücke“, die wir schon auf dem Weg zum Ball überschritten, und haben, mit dem Gesicht zum Kamp gewandt, vor uns den Silcamp, die Fortsetzung des „Gillbergs“ und weiter ins Wiesengelände nach Osten vorgeschoben hat Braut.

Unserm Wegekreuz aus benutzen wir nun den abzweigenden Weg ins Dorf. Hinter dem Gehöft von Miz erstrecken sich schmale Parzellen, die dem Stellmachermeister Lemke, dem Eigentümer Miz und der Schule gehören und den Namen Ruten führen. Bei der Schule erreichen wir einen dreieckigen freien Grasplatz, der zum Teil als Turnplatz im Besitz der Gemeinde ist, den Esenbrink. Wir wenden uns nun bei der Schule nach Süden und kommen ins eigentliche Dorf, das in jedem Teil, weil die öffentliche Straße dort aufhört. Buttend genannt wird, und erreichen den Viet, in dem im Sommer die Rube getränkt werden und Enten und Gänse sich ein Stelldich in den Südl. von dem Gehöft von Otto Miz liegt die zum Molzahnischen Grundstück gehörige Hilwisch.

Um den Teil der Dörsenthiner Flur, der die Chauffee Köslin-Lüptow berührt, erfassen zu können, werden wir nacheinander die vier von der Chauffee nach dem Hammerwald hinaufführenden Feldwege zu unserm weiteren Gange benutzen. Vom alten Kirchhof führt uns der erste über die Gehöfte auf dem Bergenberg nach einem Weg von 500 Meter an eine große kesselförmige Vertiefung, die Niederung von Klid gehörend, die Niederung der Dröge Kaul genannt wird. Der andere Feldweg verläßt die Chauffee bei dem Gehöft von Müller und führt zu einer ähnlichen, verengerten Vertiefung, dem Viet. Zwischen den Gehöften von Rud und Willwod liegt auf der westlichen Straßenseite der Ackerplan des Bauernhofbesizers Buttke, der unter der Bezeichnung Knieherbrink bekannt ist. Bei dem Gehöft des Schmiedemeisters Braun zweigt sich der Feldweg nach Maslow von der Chauffee ab. Er heißt auch Fichtenweg und erreicht bald eine mit Ginster bestandene Höhe, den Brummberg. Südlich des Brummbergs in der Wegegabel liegt der Wieleberg. 200 Meter weiter kommen wir an eine ganz bedeutende kesselförmige Vertiefung, die Botterkaul. Verfolgen wir den hier in nordöstlicher Richtung sich abzweigenden Waldweg, so erreichen wir nach weiteren 200 Metern den auf dem Grund und Boden von Hermann Knop liegenden, mit Kiefern bestandenen Fichtsfoll.

Bei der „Botterkaul“ gabelt sich der Waldweg wieder und führt einerseits nach Norden zum Bornsprang, einer Wiese, die die Grenze nach Hollendorf hält und andererseits nach Osten durch den Maackhulenweg zur städtischen Forst, und erreicht bei der Daskle Wisch den Waldweg, der von der Pollnower Chauffee nach dem Dorf Maslow führt.

Nachdem wir wieder zur Chauffee hinabgestiegen sind und unsern Weg in Richtung Lüptow fortgesetzt haben, benutzen wir als vierte Verbindung zum Hammerwald den Feldweg, der zwischen den Ge-

höften von Manze und Löwe die Chauffee verläßt. Das Gelände hat hier die Eigenart, daß verstreut in den zum Gollen ansteigenden Ackerplänen, die fast ausschließlich aus einer flachgründigen Mutterbodenschicht auf sandigem Untergrund bestehen, kesselförmige Vertiefungen liegen, die zum Teil nur wenige Quadratmeter, zum Teil aber 1 bis 2 Morgen groß sind, moorigen Untergrund haben und fast alle teich- oder torfgrubenartige Wasserflächen aufweisen. Sie werden Soll oder Sahl genannt. Ihre Entstehung verdanken sie einer Tonschicht, die in größerer Tiefe — stellenweise durch einen Gschlebelehme ersetzt — die ganzen zur Dörsenthiner Flur gehörigen Abhänge des Gollen unterlagert, durch die Eigenart der Geländebewegung flache Mulden bildend, die ein Versickern der Niederschlagsflüssigkeiten verhindern und dadurch ein Verrotten herbeiführen. Durch Ableiten des überflüssigen Wassers hat man hier und da aus einem Soll eine kleine Wiesenfläche zu machen gewußt. Beim merlicher Bärenst die Tonschicht zutage. Klümmert die oft mitten in Kiefern- und abgeflochten liegenden Sahl. Die Entstehung interessanter biologischer Gemeinschaften, die, wie auf kleinen Inseln liegend, ein verträumtes Dasein führen, die besten Voraussetzungen.

Neben dem Gehöft von Manze, nördlich unseres Weges, liegt der kleine Leischsoll und weiter östlich vorgeschoben der große Leischsoll, neben dem sich der Kaninchenberg erhebt. Dieser verbirgt unserm Auge den hohen Bergsoll oder königlichen Leischsahl. Er ist den beiden vorgenannten terrassenförmig überlagert und wird nach Osten durch den Wienberg begrenzt. Auf ihm liegen die Gehöfte von Ued und Pomplun.

Südlich unseres Weges, bei dem Gehöft des Stellmachermeisters Löwe, liegt der Trinenfoll und weiter nach Norden hinter einer kleinen Erhebung der große Radfoll und, durch eine weitere Bodenwelle terrassenförmig überlagert, der kleine Radfoll.

Der Weg, der sich nun nach Südosten wendet, läßt uns einen Ueberblick über den von uns noch zu durchwandernden Teil der Dörsenthiner Flur gewinnen. Es sind deutlich drei große Abschnitte zu erkennen: Der östlichste, zwischen dem von uns betretenen Weg und dem Hammerwald liegende Teil: die Fichten; der mittlere, zwischen dem genannten Weg und der Chauffee sich erstreckende: die Holzbrache und der zwischen der Chauffee und dem Lüptower See gelegene: die Seebrache.

In ersterem, die Grenze bildend zwischen dem ehemals Scheunemannschen Fichtplan und dem Hammerwald, liegt das Buddelbergsmoor. Die sich um das große und kleine Radfoll gruppierten Ackerstücke, zur Holzbrache gehörend, heißen die Grand-Enden. Weiter führt unser Weg, der die Grenze zwischen Fichten und unserm Wege aus bis weit in die früher dem Bauern Treichel (jetzt auch noch Treichel) und die ehemals Christian Nugen, jetzt Rud gehörigen

Ackerpläne erstreckt. In dem ersteren liegt, die Chauffee berührend, der neue Kirchhof und östlich anschließend der Wolfsahl. Aus dieser schöpfen die Kirchhofsbesucher das Wasser zum Begießen der Gräber. Der 10 Rutenfahl liegt in dem Acker, der früher Scheunemann und Pomplun gehörte, jetzt im Besitz von Buttke und Knop ist. Der Teil des letzteren, der die Chauffee berührt, heißt Freeters Land. Nun folgen, immer die Chauffee berührend, die breiten Ribben, die Ufer-Ribben, die schmalen Ribben und, bis zur Lüptower Grenze reichend, die breiten Grand-Enden.

Wir verlassen nun den zwischen „Ficht“ „Holzbrache“ verlaufenden Feldweg, gehen auf der Lüptower Grenze zur Chauffee hinab und kehren auf dieser, den Blick zur Seebrache gewendet, ins Dorf zurück. Die kurzen Ackerstücke, die wir gleich linker Hand ziemlich steil zum See abfallen sehen, und in denen ausgebaut das Gehöft von Post liegt, sind die hinterste Hufe. Anschließend folgen nach Norden die Großen Stücke, die z. T. in den Besitz Lüptower Besitzer (Arthur Krey) übergegangen sind. Die in der Seebrache liegenden Teilstücken und Ackerstücke von Buttke und die gegenüber dem Freeters Land liegenden Wenter's-Wisch. Die zwei Ackerstücke westlich der Chauffee gelegene Teil des Ackerplans von Treichel, der in seinem steilen Abfall zum Lüptower See den Haffelberg bildet. Die sich nördlich anschließenden Ackerstücke von Hermann Knop, Mielitz und Rud werden Drei-Ruten genannt, während der früher Schneidersche, jetzt Molzahnische Ackerplan im östlichen Teil den Namen Poststücke, im westlichen Teil den Namen Acker-Pläne führt. (Er hatte wohl zur Zeit der Entstehung der Bezeichnungen mehrere Besitzer.) Der schmale Ackerstreifen, der sich nördlich anschließend an der Chauffee hinzieht, heißt Rapsen Baurt.

Damit haben wir unsern Rundgang beendet. Der Stoff zu der Sammlung der Flurnamen und die Auszüge aus der Heimatkunde sind zum größten Teil der Ueberlieferung entnommen. Beiträge lieferten die Schulchronik und eine im Besitz des Altstifters Emil Neuenfeldt, dem an dieser Stelle für sein Entgegenkommen Dank gesagt sei, befindliche Charte von dem im Fürstentumischen Kreise gelegenen Amtsdorfe Dörsenthin, vermessen im Sommer des Jahres 1831 durch Sachter, Regierungsmagistrat, die nach dem Original im September 1866 von Wilhelm Treichel, stud. theol., vervielfältigt wurde.

Lichtmeß im Volksglauben.

Von F. A. S. m u s. Kolberg.

Die Tätigkeit des Landmannes ist vielfach durch den Einfluß der Witterung bedingt. Er beobachtet deshalb gewisse Naturerscheinungen auf das Sorgfältigste. Und bestimmte Tage werden geradezu als bedeutungsvoll für die Gestaltung des Wetters an-

gesehen. Auf diese Weise hat sich eine ganze Reihe fester Bauernregeln gebildet, denen von seiten der Landbevölkerung der größte Wert beigelegt wird.

Zu diesen Tagen gehört auch der 2. Februar, der Lichtmessstag. Von diesem Tage an soll der Tag messbar zunehmen, morgens um 2 und abends um 2 Minuten. Dieser Tag war und ist noch in katholischen Gegenden ein Festtag. Er wurde um 542 n. Chr. Geb. zum Gedächtnis der Darbringung Christi im Tempel und der Reinigung der Maria als Kirchenfest eingeführt. Er hat seinen Namen von den Kerzen, welche an diesem Tage für das ganze Jahr geweiht und mit Anspielung auf das Wort des Simeon „Ein Licht, zu erleuchten die Heiden“ in feierlicher Prozession umhergetragen werden.

Sprichwörtlich heißt es vom Lichtmessstage: „Wenn's an Lichtmess stürmt und schneit, ist der Frühling nicht mehr weit“ oder „Lichtmess trüb und dunkel, ist der Winter ertrunken“. Dagegen kündigt der Sonnenschein zu Lichtmess einen strengen Nachwinter an, in dem oft Futtermangel entsteht. Dann heißt es: „Lichtmess klar und hell, kommt der

Frühling nicht so schnell.“ In Gegenden mit viel Flachsbau wünscht man diesen sogar, denn „Lichtmess hell und klar gibt ein gutes Flachsjahr“. Auch der Jücker erwartet vom Sonnenschein zu Lichtmess einen reichen Honigertrag, denn „Wenn Lichtmessen die Sonne scheint, so geraten die Bienen gut“. Der Kornbauer hat aber andere Wünsche: „Lichtmessen dick und trübe, gibt viel Korn in die Schüppe.“ Früher spielte die Schafzucht eine große Rolle. Da wünschte sich der Schäfer einen baldigen Frühling herbei, damit er wieder hüten konnte. Wehe aber, wenn ihm das Futter knapp wurde und die Sonne durch das Dach in den Schafstall hineinscheinen konnte. Dann sagte er: „Lieber zu Lichtmess den Wolf im Stall als die Sonne.“ Ersterer holt sich nur ein paar Schafe aus dem Stalle, aber die leuchtende Sonne bringt vielen den Tod durch Hungersnot. Deshalb hält manchmal in Uebertreibung dieses Sprichwortes der Schäfer die Schafstalltür sorgfältig an diesem Tage verschlossen, um Unglück zu verhüten.

Volkssagen und Erzählungen aus dem Kreise Bütow.

Von Professor Otto Knoop.

(Fortsetzung.)

14. Der Spuk bei der Katharinenkirche zu Bütow.

Aus der katholischen Katharinenkirche zu Bütow kommt jede Nacht zwischen 12 und 1 Uhr ein schwarzer Mann, begleitet von einer schwarzen Katze, und durch die dunkeln Straßen. Wer diesen in seinem Tier kommen sieht, muß sich in einem Hause verstecken, so daß er un bemerkt bleibt. Er wird dann für sein ganzes Leben reich werden. Doch wehe, wenn der Schwarze den nächtlichen Wanderer bemerkt hat! Ein Entrinnen ist dann unmöglich. Er kommt auf ihn zu und berührt ihn, und der Unglückliche muß sterben.

W. Kellers Sammlung.

15. Der Spuk am Somminer See.

Einmal kam ein Bauer aus Sommin, der in ein Nachbardorf zur Mühle gefahren war, auf der Rückreise erst spät in der Nacht bei der Brücke am See an. Kaum hatte er die Brücke passiert, da löste sich der Zug vorn am Wagen, und das war sehr sonderbar, weil der Weg bergan ging und der Zughafen ganz neu und fest war. Der Bauer stieg ab und legte den Schwengel wieder auf. Aber drei Schritte weiter fiel er von neuem herunter, und die Pferde standen still. Der Bauer wußte sich das nicht zu erklären; aber er stieg wieder vom Wagen und legte den Schwengel nochmals auf. Doch kaum saß er wieder, so löste sich der Zug zum dritten Male aus. Da kam der Bauer vom Wagen, legte den Zug von neuem auf und ging dann vor die Pferde und machte vor deren Köpfen drei Kreuze im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Da fingen die Pferde an zu schnauben, und wie von unsichtbaren Mächten getrieben eilten sie in Galoppsprüngen von der Stelle. Gleichzeitig vernahm der Bauer dicht neben sich einen furchtbaren Knall, so daß er glaubte, das Trommelfell müsse ihm springen; dann aber zog es über den See hinweg wie „tausenderlei Musik“, und das war so wunderschön anzuhören, daß der Bauer später beteuerte, er habe in seinem Leben nie so herrliche Musik gehört wie in jener Nacht am See.

Haasche Sammlung.

16. Die spukende Mühle.

Ein Pferdehändler aus Bütow hatte eines Tages in Sommin zu tun und konnte erst spät abends an den mehr als zwei Meilen weiten Rückweg denken. Im Krüge, wo er mit den Freunden den Abschiedstrunk nahm, wurde zufällig von Spukgeschichten gesprochen, und der Pferdehändler erklärte laut, er glaube nicht an Spuk- und Geisterwesen, ihm könne so etwas nicht passieren, und wenn er einmal einem Spuk begegnete, würde er ihn nicht ununtersucht lassen.

So ritt er fort und kam nach etwa zehn Minuten zu dem hinter dem Dorf gelegenen Poggen-Bruch, wo es immer spuken sollte. Als er die Höhe des

Bruches erreicht hatte, stuzte das Pferd und war trotz gütlichen Zuredens und trotz aller Gewaltmaßregeln nicht von der Stelle zu bringen. Da stieg der Pferdehändler ab und erblickte nun unmittelbar vor dem Pferde eine sogenannte Kluttmühle, d. i. eine aufsen mit Tuch bekleidete und innen mit Schafpelz gefüllte Kapspe, wie sie früher viel getragen wurden, auf der Erde liegen. Wie er aber nach der Mühle griff, um sie aufzuheben, hüpfte sie von selbst weiter, und als er sich dann wieder auf das Pferd geschwungen hatte, lag die Mühle auch wieder vor ihm, und er kam nicht vom Platze. Da beschloß er, in das Dorf zurückzugehen; aber als er das Pferd mit großer Mühe umgekehrt hatte, lag die Mühle auch schon wieder auf der andern Seite, und er war nicht länger als vorher.

Schon mochte eine Stunde vergangen sein, seitdem er sich mit dem Pferde an der Stelle abmühte, da packte ihn die Angst und Verzweiflung; er stieß dem Pferde die Sporen mit aller Gewalt in die Seiten, und nun setzte dieses mit einem gewaltigen Sprunge über die Mühle hinweg und sprengte im Galopp nach dem Dorfe zurück. Hier ließ sich der Pferdehändler einen Revolver geben und lud diesen mit den früher gebräuchlichen kleinen Silberstücken, um damit dem Spuk zu Leibe zu gehen. Doch als er zurückkam, war die Geisterstunde schon vorüber, und von dem Spuk war nichts mehr zu sehen.

Haasche Sammlung (mitgeteilt vom Seminaristen Dummann).

17. Der Spuk auf dem Buchwalder Borwerk.

Nicht weit von Buchwalde, an dem Wege nach Ramonke, steht ein verfallenes Borwerk und in demselben ein altes, leeres Haus. Von demselben wird erzählt, daß ein Geist in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr dort sein Wesen treibt. Keins von den Dorfkindern, die dort oft genug hinkommen, geht in das Haus, und auch große Leute wagen sich nur am Tage und in Gesellschaft hinein.

18. Der spukende Baum.

Bei dem Kirchhofe zu Tschgebialtow ist es nicht recht richtig; denn wenn man dort in der Nacht zwischen 12 und 1 Uhr vorbeigeht, hängt sich einem ein Mann in Gestalt eines Baumes auf den Nacken und läßt sich eine Strede fort schleppen.

19. Die spinnende Frau.

Bei Groß-Luchen oder Zemmin (der Erzähler wußte den Ort nicht genau anzugeben) befindet sich an einem Wege ein Loch, welches die Räuberhöhle genannt wird. In diesem Loch soll um 12 Uhr in der Nacht eine alte Frau sitzen und spinnen. Andre meinen, das, was man für das Schnurren des Spinnrades halte, sei bloß das Herunterstärren von Regen oder Schnee.

20. Der Doppelgänger.

Ein früherer Oberförster in Borntuchen soll ein Doppelgänger gewesen sein. Einmal wollte ein Ar-

better bei dunkler Nacht aus den Heischföhlen, einem freundlichen Buchenwalde, einen Baum stehlen. Als aber der Dieb die Axt erhob, um den Baum zu fällen, sah er hinter der gegenüberstehenden Buche den Oberförster mit drohendem Blicke stehen. Zu Tode erschrocken, ließ der Mann die Axt fallen und lief fort.

U. Archut, Blätter f. pomm. Volkstunde 5, 79.

21. Der geängstete Tischler.

Ein Tischler in Abbau Krohnow hatte eines Tages im Herbst die Pferde eines Bauern aus dem Dorfe geliehen, um sich Moor heranzufahren. Beim Dunkelwerden brachte er die Tiere zurück. Als er nach Hause ging, merkte er plötzlich, daß er nicht auf dem rechten Wege war, den er nun wiederzugewinnen suchte. Als er durch ein Torbruch gekommen war, stand er still und sah sich um. Da schaute er plötzlich ein Frauenzimmer neben sich, das hat er, ihm zu sagen, wo er sei; denn er habe sich verirrt. Aber keine Antwort, auch als er zum zweiten und dritten Mal fragte, vielmehr rückte die Gestalt ihm immer näher auf den Leib. Da merkte der Mann, daß die Geschichte nicht richtig war, und fing an zu laufen durch Ellern, Torbruch, Fichten, immer weiter von der Heimat ab.

Bald fand sich auch ein Mann zu Pferde neben ihm ein, der hatte in der Hand ein Licht und ritt stets neben ihm, als wollte er ihn umreiten. Der Geängstigte lief immer weiter in der Richtung auf Wuffeden zu, der Reiter mit dem Weibe immer neben ihm. Mitunter schien es, als entferne sich das Licht von ihm, dann aber war es wieder dicht an seiner Seite. Endlich kam er an die Grenze und schritt, wie es ihm schien, einen Landweg. Dort blieben die Verfolger zurück, noch heftig auf den Erdboden stampfend.

Erschöpft und sprachlos kam der Tischler in Wuffeden an und trat in ein Haus ein; jetzt erst merkte er, wo er war. Ein Bekannter begleitete ihn nach Hause. Tags darauf ließ er sich bei dem Krohnowener Bauern, von dem er die Pferde geliehen hatte und dem er dafür arbeiten sollte, abmelden, da er krank sei. Am andern Tage ging er hin. Die Schwester des Bauern fragte ihn, wie er nach Hause gekommen sei. Sie hatte den Kopf ganz bewidelt und klagte, daß sie in der vorletzten Nacht schlecht geschlafen und große Kopfschmerzen habe.

Man wollte aber wissen, daß sie ein Doppelgänger sei, und der Tischler vermutete, daß sie es gewesen, die ihn verfolgt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Heimatbücherei.

Niederdeutsche Scherze, gesammelt und herausgegeben von Fritz Specht. 64 Seiten. Im Lachsborn-Verlag zu Hamburg. Preis 0,80 Mark.

Diese Sammlung von etwa anderthalb hundert plattdeutschen Wäsen, Anekdoten und Scherzen ist eines der ergößlichsten Bücher dieser Art. Der Band liefert den Nachweis, daß der Niederdeutsche einen prachtvollen Schatz von Scherzen sein eigen nennt, und daß er diese Wäse meisterhaft trocken und schlagen erzählen kann. Er kann diesen Nachweis liefern, weil der Herausgeber diese Kunst dem Volke bis ins Kleinste abgelauscht hat. Das leistungswerte Vorwort unternimmt eine (angefächte) dieses Materials kaum mehr notwendige) Ehrenrettung des Wäses, der als eine zu Unrecht bisher übersehene volkstümliche Quelle bezeichnet wird. Die aus dem Hamburgischen, Holsteinischen und Mecklenburgischen stammenden Wäse geben den Ausführungen völlig recht. Aber abgesehen von allem Volkstümlichen: daß man diese über hundert Wäse ohne Aufenthalt in einem Zuge von Anfang bis zu Ende durchliest, spricht für die Sammlung — und Wäse erzählen ist sonst oft genug eine heikle Sache! Das Schönste an diesem Buch ist aber, daß es uns wieder einmal herzlich lachen macht!

*

„Der Naturforscher“, vereinigt mit „Natur und Technik“. Illust. Zeitschr. für das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften, des Naturschutzes und der Technik mit Beilage: Nachrichtenblatt der Staatl. Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. Preis viertelj. 2,50 Mark, mit Nachrichtenblatt 3,— Mark.

(Hugo Vermühler Verlag, Berlin-Nichterfelde.)

Eine der wertvollsten Zeitschriften, die uns über alle Gebiete der Naturwissenschaften auf dem Laufenden hält, ist der „Naturforscher“, dessen vorliegendes Novemberheft uns wiederum zu besonderer Empfehlung veranlaßt. — Welche Forderungen ergeben sich aus den Mooruntersuchungen für die Besiedlung von Süddeutschland in der Nacheiszeit? Das hört sich streng wissenschaftlich an, ist aber ein Artikel von allgemeiner Verständlichkeit, der einen jeden interessieren dürfte. Erfährt man doch daraus neue Tatsachen über die Entwicklung des Waldes, der Landschaft und der Besiedlung unseres Landes. — In dem folgenden Artikel ist der Fischfang in der weniger bekannten Nordseemarsch anschaulich geschildert. Ein populäres Thema dürfte Dr. Morton in seinem Aufsatz „Allerlei von der Banane“ bieten, dieser modernen Großmacht auf dem Wirtschaftsmarkt, zu der sie, vor 25 Jahren noch fast unbekannt, jetzt geworden ist. — Dann kommt wieder der Naturschutz zu seinem Recht mit einer längeren Wiedergabe über den „Rheinischen Vulkanfisch“. — Aus dem rundschaubenden Teil werden wir durch eine Reihe kleinerer Artikel erfreut: „Benutzung der Stoppuhr zu wissenschaftlichen Beobachtungen“, „Was ist Nordlicht?“, „Der Föhn“, „Kalksalze an der Verra“, „Fossile Knochenfunde in Neu-Mexiko“, „Plattreste in den Schleichsandstein des mittleren Oligozäns in Rheinhesen“ u. a. m.

Die Geschichte des Kösliner öffentlichen (städtischen) Beleuchtungswesens.

Dargestellt unter Benutzung amtlichen Materials von Hans Schiffer.

(Nachdruck verboten.)

Als in den letzten Kriegsjahren sich die Notwendigkeit ergeben hatte, auch von Privathaushaltungen die Ablieferung von Kupfer und Messing zu verlangen, kamen in „Kumpellammern“ von den Eigentümern längst vergessene Gebrauchsgegenstände zum Vorschein, z. B. verstaubte und rauchgeschwärzte messingne Handlaternen, auch Blendlaternen. Viele dieser Laternen und Laternenchen stammten sicher noch aus der Zeit, in der es noch keine Straßenbeleuchtung gab. Diese Beleuchtungsgegenstände wurden nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb des Hauses bezw. Grundstücks, bei nachbarlichen Besuchen und sonstigen Gängen benutzt. Die im oberen Stockwerke unseres Heimatmuseums als Zeugin jener Zeit aufbewahrte Handlaterne (es waren auch weit kleinere, sogar recht zierliche im Gebrauch) ist ausdrücklich als „Besuchlaterne“ bezeichnet. In jener, längst versunkenen Zeit „irrlichterle“ es auf den Straßen und öffentlichen Plätzen. Und gar im Nebel warfen diese Handlaternen geisterhafte, gespenstische Schatten. Vornehme Leute ließen sich von ihrer, sie begleitenden Bedienung den Weg erleuchten. Wohl mancher galante Kavaliere mag auf ein entsprechendes Anerbieten die Antwort erhalten haben: „Bin weder jung, noch schön, kann ungeleuchtet nach Hause gehn.“

Es wäre jedoch ein Irrtum, wollte man sich die Straßen und öffentlichen Plätze in der damaligen Zeit als jeder künstlichen Beleuchtung ermangelnd vorstellen. Denn die Portale der öffentlichen Gebäude und Patrizierhäuser wurden schon damals, wenn auch nur spärlich, beleuchtet, desgleichen der Mittelpunkt unseres Marktplatzes. Unter den zahlreichen „Beylagen“ der handschriftlichen „Historie der Stadt Köslin“ von Johann David Wendland interessiert hier eine farbige Zeichnung eines großen Teiles unseres Marktplatzes mit den „nach dem Brande (11. Oktober 1718) neu erbauten Häusern“. Es war eine starke Zumutung an die östlich und westlich von dem Denkmal stehende Del-Laterne — je eine Flamme in der Höhe der Inschriften am Sockel des Denkmals abschließenden Rante (etwa 3 Meter) —, das damals mit einem verzierten Eisengitter umgebene Denkmal und die beiderseitigen „Wasserkinste“ wirksam zu beleuchten. Diese Klügliche, uns Heutige geradezu lächerlich anmutende

Art der Beleuchtung scheint man bald aufgegeben zu haben; denn ein in unserm Heimatmuseum hängendes Bild (Stich), das unsern Marktplatz aus der Zeit von 1737 bis 1757 darstellt, zeigt jene beiden Dellaternen nicht mehr.

Das Geburtsjahr der Kösliner Straßenbeleuchtung ist das Jahr 1817. In diesem Jahre führte der Bürgermeister und Polizeidirektor Braun (Amtsdauer von 1816 bis Ende März 1859) die öffentliche Beleuchtung der Straßen und öffentlichen Plätze durch Oellampen ein. Köslin hatte damals nur 4500 Einwohner. Die Beleuchtung bestand aus 35 Laternen, welche mit Paraffin gespeist wurden und „Refractionslampen“ waren, d. h. Blechgehäuse, die unter dem Dache einen Weißblech- (oder ein anderes blankes Metall) Reflektor hatten, der das Licht auf den Erdboden zurückstrahlte*).

Es befanden sich auf dem Markt 3 Laternen mit je 4 Flammen, in den Hauptstraßen 8 Laternen mit je 3 Flammen, in den Nebenstraßen 24 Laternen mit je 2 Flammen; in der ganzen Stadt also 84 Flammen.

Wie in Rogebues Lustspiel „Die deutschen Kleinfüßler“ die Straßenlaternen nicht angezündet wurden, wenn „Mondschein im Kalender steht“, so unterblieb dies auch in Köslin vor rund hundert Jahren und noch viel später bei Vollmond und hellem Wetter, eine von der damaligen Finanznot diktierte altpreussische Sparsamkeitsmaßnahme. Infolgedessen entfielen auf das Jahr nur 170 Beleuchtungstage. Uebrigens war die hiesige Straßenerleuchtung von der Stadt durch Vertrag vom 8. Juni 1827 der „Straßen-Beleuchtungs-Gesellschaft zu Elberfeld“ auf die Dauer von zwölf Jahren übertragen worden (vgl. Benno, S. 251).

Die Dellaternen hingen entweder an Seilen (hier in Köslin nicht an Ketten), die rechtwinklig über die Straße gezogen waren, in solcher Höhe, daß hochbeladene Fuhrwerke und dergleichen darunter bequem hindurchfahren konnten, oder, wo solche Befestigungsart nicht möglich war, an eigens dazu errichteten Pfählen (Masten). Die städtischen Promenaden (Wallpromenaden), die nach Rogzow führende Kastanienallee, ja sogar das Innere der Stadt (es war eine lichtarme Zeit. Doch die Bürger, von denen nur ein kleiner Teil mal Gelegenheit hatte, in größeren Städten eine bessere Straßen- usw. Beleuchtung kennen zu lernen, waren damit zufrieden oder mußten damit zufrieden sein, zumal da ein „Nachtleben“ in Köslin damals noch unbekannt war. Die Zahl der öffentlichen Dellampen vermehrte sich nur sehr langsam. Erst im Jahre 1862 wurde die Zahl 123 erreicht. —

Bevor wir aus der „Delzeit“ scheiden, wollen wir uns etwa im Jahre 1840 in Gedanken noch einmal nach dem Marktplatz begeben und nachsehen, welche Fortschritte dort die öffentliche Beleuchtung in der Zwischenzeit gemacht hat. Vestlich und westlich des Denkmals, zwischen diesem und den inzwischen vereinfachten beiden Wasserbassins, erhebt sich je ein weißer, hölzerner Mast, etwa von der Höhe der heutigen Straßenmasten, an deren Innenseite, wie an einer halben Lyra eine Dellaterne angebracht ist. Also auch hier, wie bei den mitten über dem Straßendamm hängenden Dellaternen eine Vorläuferin der heutigen Befestigungsart der Straßen- usw. Laternen mit den entsprechenden Veränderungen. Leider fehlt über die herzeitige Leucht-(Herzen-)stärke der Dellaternen jede Kunde. —

Der nächste Meilenstein in der Entwicklung des Kösliner öffentlichen Beleuchtungswesens ist der Bau einer städtischen Gasanstalt. Die hiesige Königl. Regierung hatte eine Verbesserung der Straßenerleuchtung verlangt und in dieser Richtung ständig und energisch einen Druck auf den Magistrat ausgeübt. Am 3. Januar 1862 ist die Gasanstalt zum ersten Male in Betrieb gesetzt worden. Sie vergaste zu allererst Holz, d. h. Stubben aus dem Gollenwalde. Bis zum Jahre 1869 wurden Holz und englische Kohlen, letztere zu zwei Dritteln des Bedarfs, vergast, seitdem nur Steinkohlen. Das Gas konnte in Köslin zuerst nicht recht in Aufnahme kommen, dan man in den Bürgerkreisen der Verwendung des Gases wegen seiner übertrieben dargestellten Gefährlichkeit und Giftigkeit mit Mißtrauen begegnete. Doch bald wuchs die Zahl der Gasabnehmer von Jahr zu Jahr in steigendem Maße. Aus der ersten „Gaszeit“ hat

sich im Volke bis auf den heutigen Tag die scherzhafte Redensart erhalten: „Feuer! Feuer! Die Gas brennt ab!“ — Die Gasbeleuchtung erstreckte sich, wenn auch nur in recht bescheidenem Maße, auch auf die Wallpromenaden, die bisher, wie bereits erwähnt, in tiefstem Dunkel geküßt waren. Eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit des öffentlichen Beleuchtungswesens in Köslin ist es, daß die Benutzung von Petroleum, abgesehen von den äußeren Stadtteilen, soweit diese noch nicht an das Gasrohrnetz angeschlossen waren, im Gegensatz zu vielen anderen pommerschen Städten übersprungen worden ist.

Das Jahr 1896 brachte eine wesentliche Verbesserung der Gasbeleuchtung: Das Gasglühlicht mit den bekannten Glühstrümpfen, ein Beleuchtungssystem, das heute noch, und zwar ausschließlich in Gebrauch ist. —

Wir nähern uns dem Zeitpunkte, wo in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen Köslins zum ersten Male elektrisches Licht erstrahlte. In Anbetracht der bahnbrechenden Bedeutung dieses neuartigen Lichtes sei eine kurze Abschweifung in die Kösliner Frühgeschichte des elektrischen Lichtes erlaubt. Im Juni 1883 wurde hier zum ersten Male eine von einer transportablen Dampfmaschine betriebene Dynamo-elektrische Lichtmaschine, welche ein helles, gleichmäßiges Licht erzeugte, als „Wunder der Neuzeit“ dem staunenden Publikum gezeigt und von einem dazu angestellten Ingenieur erklärt, und zwar von einem Wanderzirkus. Erst nach mehr als zwei Jahren fand in Köslin die Erzeugung und Verwendung des elektrischen Lichtes Eingang in ein hiesiges privatindustrielles Unternehmen. Die hiesige Stadtmühle darf den Vorzug für sich in Anspruch nehmen, der erste hiesige Betrieb gewesen zu sein, der elektrisches Licht selbst erzeugt und verwendet hat. 1885 oder 1886 — wahrscheinlich im Herbst 1885 — ist in der Stadtmühle eine Dynamomaschine für elektrisches Licht eingebaut worden. Der Stadtmühle folgte 1894 die hiesige Aktien-Bierbrauerei und 1903 die Papierfabrik A.-G. Im Jahre 1911 wurde in Köslin in Verbindung mit der Ueberlandzentrale Belgard ein Elektrizitätswerk — Umformstation — erbaut.

Jetzt sind hier 530 öffentliche (städtische) Laternen im Betrieb, und zwar 401 Gas- und 129 elektrische Laternen. Die letzte öffentliche Petroleumlampe ist im Jahre 1916, und zwar wegen Mangels an Betriebsstoff, aus dem Betrieb gezogen worden. Petroleumlampen werden nicht mehr eingerichtet. Vor fünfzig Jahren, als mit dem teuren Petroleum in den bürgerlichen Haushaltungen noch recht sparsam umgegangen werden mußte, wurde in der Dämmerstunde in vielen Familien mit dem Anzünden der „geselligen Flamme“ recht lange gewartet, wenn eine am Hause angebrachte oder unmittelbar davor stehende Gaslaterne ihren traulichen Schein ins Zimmer warf. Heute kann man in der wärmeren Jahreszeit häufig beobachten, daß Erwachsene und Kinder, im Fenster des Erdgeschosses liegend, die Zeitung oder ein Buch lesen. — Der Laternenanzünder von ehemals, den viele gern kommen sahen, viele aber verwißelten, gehört für Köslin endgültig der Vergangenheit an. Denn sämtliche Gaslaternen haben jetzt Fernzündung. Am Tage brennt in ihnen ein winziges, fast unsichtbares Flämmchen. Ein Handgriff am „Stadtdruckregler“ hat zur Folge, daß eine Drudwelle das Gasrohrnetz durchströmt, die in zwei bis drei Minuten die entferntesten Gaslaternen automatisch zum Leuchten bringt. Die elektrischen Laternen haben Fernzündung, die alle acht Tage g wird. Für die Unterhaltung der öffentlichen Beleuchtung sind drei Laternenwärter angestellt, die Laternen putzen, neue Glühkörper aufsetzen — das Anzünden und Löschen der Laternen beobachten. Die Fernzündung ist zuverlässig; es treten nur wenige Verlager ein**). —

*) Die technischen, statistischen und aktenmäßigen Angaben sind der von Herrn Direktor Burghardt verfaßten „Denkschrift zur Erinnerung an die ersten 50 Jahre des Bestehens des Gaswerkes der Stadt Köslin“ mit Erlaubnis des Herrn Verfassers entnommen.

**) Auch die auf die Gegenwart bezüglichen technischen usw. Angaben verdanke ich Herrn Direktor Burghardt.

In den letzten Kriegsjahren und in den ersten Nachkriegsjahren herrschte in den Straßen Rösli eine „ägyptische Finsternis“ als Folge des Kohlenmangels. Die Menschen gingen des Abends auf den Straßen an einander vorüber, ohne sich gegenseitig zu erkennen. Zahlenmäßig ist die Stadtbeleuchtung immer noch nicht auf der Höhe, wie vor dem Kriege. Die wirtschaftliche Not zwingt auch auf dem Gebiete des öffentlichen Beleuchtungswezens zur äußersten Sparsamkeit. —

Zu den bemerkenswerten Wandlungen, die die öffentliche Beleuchtung im Laufe von nunmehr 113 Jahren durchgemacht hat, gehört auch die typische Farbe der Laternen und Kandelaber. Welche Farbe in dem Zeitalter der Dellampen die herrschende war, ist nicht bekannt. Mit Einführung der Gasbeleuchtung (1862) war dunkelgrün die ausschließliche Farbe aller Kandelaber und Laternen in Rösli. Dies war keineswegs eine willkürliche oder nur zufällige Neuerung, sondern entsprach dem damals herrschenden Zeitgeschmack und dem Bestreben, das Straßenbild durch Anwendung der in der Natur vorherrschenden Farbe zu beleben. Die

grüne Farbe ist seit nicht zu langer Zeit durch silbergrau verdrängt worden. Nach dem Grunde dieser hier in Rösli ausnahmslos durchgeführten Veränderung braucht man nicht erst mit der „Diogeneslaterne“ zu suchen. Sie ist eine Folge der „Sachlichkeit“ und Zweckmäßigkeit; denn auf Silbergrau ist der Straßenstaub kaum sichtbar. —

Im deutschen Kleinstadtleben spielte der matte, milde Schein der Straßenlaternen einst eine typische Rolle. Hat doch sogar ein altes bekanntes Theaterstück (Lustspiel) den Titel: „Die Verlobung unter der Laterne.“ Nach unsern heutigen Verhältnissen und Empfindungen ein durchaus ungeeigneter Ort. Der matte, milde, trauliche Laternenschein von Annodazumal hat sich in eine strahlende Helligkeit verwandelt. Rücksichten auf die allgemeine Sicherheit, insbesondere auf den immer gefährlicher werdenden Straßenverkehr zwangen hierzu. Dazu kommt, daß die Menschen nicht nur lust-, sondern auch lichtungsgewandig geworden sind. Was sagt der Volksmund: „Helle muß es sein! Tausend Lichter müssen brennen!“

Das Lilgenstiefen.

Ein Teufelschwanz aus dem östlichen Hinterpommern.

Von Professor D. Knoop.

„Dat was emaal e Raufheierd, del maul uppen Fild bi'm Heiden noch, allerlei Sachen: hei bund Bessw, flucht Kerm' o Kiepe, maul Schnuwoose vum Kespern oder barlen Daober o so mehr. Eis hedd hei tus ne ulla Kruschlebon utraod't. Dat schlech: Sult namn hei to Graopeschwelle, o dat best laagd' bi' Ull, Heewd' dat up o Schnitzerd' doart Läpels o Kelle. Eine Dag fett hei uppom Fild uppe Scheid' o hollerd' mit dem Hollarnef eine Läpel ut. Dunn kann doar e Keerl to em an, dat was de Diewel, woarsch' nich de äwerscht, aower eie vum sine Gek' o nich graod' vumne Kleifde. „Gut Dag!“ fäd' hei. „Scheen Dank!“ „Wat meest du doar?“ „It maol ne Sultlälpel.“ „Ne Guldlälpel?“ „So jo, ne Guldlälpel.“

„Ach, dat past sich so scheen“, fäd' denn de Diewel. „Ging' dat nich, dat du mi ut sone meilad'?“

„Huo, gaohne deer dat wull naug; aober segg doch, bloß, wat wist du doarmit?“

„So ma, dat war ik di segge. Kiel ma, inne Hell hebbe de andre Diewels alle silwerne Läpels tum Ketten o ik bloß ne Blechlälpel. Nu lache hei äwer mi o råde mi immer tum Schaowernad. Wenn ik de Guldlälpel hebbe, denn war ik se aober utlache.“

„Na, fall dat graod' so e Läpel sinn as dis?“

„So jo, aober e ganz Teil gretter kannst du em maole. Kiel ma, de andre hebbe grote Läpels o mie is ma wat klein; o wenn ik tum anfunge hebbe, denn is de Schettel leddig, o ik bliew hungri.“

„Na jo, ik war em di all wat grot uthauge, dat du nich hungri bliew last. Aober hei ward di ma to dier sinne.“ „Wat fall hei koste?“

„Na ma, e Achtel Gild warscht du doch wenigstens utride mutte.“ „Dat will ik ut geern gäwe. Woener fall hei sadig sinne?“ „Na, wille segge, äwer acht Daog', denn kannst du em haole; aober verget: ut nich dat Gild!“ — „Nee nee, ik war nich“, seggt de Diewel o geht weg.

Naoh acht Daoge kimmt hei wedder o freggt: „Hest du de Läpel fardig?“ „Jaol, hest du ut dat Gild mitbreggt?“ „So jo, hier is dat!“ „Na, o hier is de Läpel“, seggt de Heierd o giwwt em son' jätlich Schwienstoll; „doarmit ward dat wull schaffe, bloß dat Mul mießd' wat greeter sinne.“ „Laot ma, dat ward sich mit de Tiet doarnaoh gäwe“, seggt de Diewel o geht mit sinem Läpel af.

As hei naoh de Hell kimmt, seggt hei to de andre Diewels: „Sabal Ji hebbe naug äwer mi lache, wenn ik mit dem Blechlälpel att. Nu hebbe ik aober ne Guldlälpel. Wat segg ji nu?“ „Woo hest du de Läpel her?“ „Bon einem Raufheierde hebbe ik em leßt.“ „Wat hest du doarfär gäwt?“ „E ganz Achtel Gild.“ „Wies em doch eiel!“ „Na, hier.“

Sei beliele em o fange an to lachen o segge: „Na heer emaal, du Däslapp hest di scheen anseire

laote. Dat is jo keie Guldlälpel, dat is e Sultlälpel, ne richtig' hilttern Kell. O doarfär hest du so wäl Gild gäwt? Dat laot de Ull ma to weiten kriege, denn warscht du seihne, wat hei mit di maole ward. Ne grettre Schaopslopp giwwt dat aober ut nich, as du bist.“

Dunn kimmt dei Ull an, wat de äwerscht von de Diewels is, o freggt, wat doar säre Spetaotel wer. O as hei heert o siht, wat passiert is, langt hei de Raufbatsch vumne Wand, kriggt de dumme Diewel bi'm Krasseier (Krassel) to faoten, treedt em äwer de Bink o flammt em ganz baloarisch durch. „S!“ seggt hei, „ik war die lehre, dat Gild so to verschertern. Giel geht du o haolst dat wedder trigg. Seih, wo du dat kriggst! Dat du mi nich doa aohn naoh Hus kimst, liste giwwt dat noch ganz andersch Supps uppe Rittel.“

De Diewel geht nu af tum Raufheierde o seggt: „Na heer ma, du hest mi scheen bedraoge. Dat is jo keie Guldlälpel, dat is e hilttern Läpel, o nu fall ik dat Gild wedder trigghaole. Hier is de Läpel, o nu giwwt mi ma dat Gild; aohn Gild darw ik nich naoh Hus laome.“

„So mießd' dat sinne“, seggt de Heierd; „ik wiesd' bi doch ne Läpel o fraug, of dat jo ein sinne sull, o du fädst, jo jo, bloß wat greeter sull hei sinne. Heb ik em di nich grot naug maolt? Bum Trig-gäwen kann kein Räd' sinne; Handel is Handel.“

„So jo; aober wettest du wat? Wi wille eis wedde; wer gewinnt, behilft dar Gild.“

„Mintwäge, denn ma los!“

O nu wedde sei los. Dreimaol seggt dei Diewel, up wat sei wedde wille, o dreimaol verlist hei. As hei nu wedder de Wedd' verlos, seggt de Raufheierd: „So, nu is dat aober naug, nu will wi ma anhulle, du gewinnst jo doch nicht.“

„Ach“, seggt de Diewel, „bloß noch eiemaol will wi wedde, o wenn du denn gewinnst, denn fast du dat Gild ut behulle.“

„Na, doarup fall mi dat nich antaome. Wat hest du denn nu?“

„Jo, sih ma, ik kenn doch all de Tiere uppe Wilt o weit, woväl Haor sei hebbe, o ik kenn ut all de Bägel o weit, woväl Feddre jeder hett. Wenn du mi nu ne Baogel wiese kannst, dea ik nich kenn o vun dem ik nich weit, woväl Feddre hei hett, denn hest du gewunne, denn laot dat Gild zum Deiwel, gaohne.“

„Na, is gaut. Denn lumm ma morg e äwer Mid-dag in jenn Schien, doar war ik di ne Baogel wiese.“

Sei geht nu to einem ulla Biw' o seggt: „Naoh, hest du bi nich hundert Daoler verdene?“ „Joa, geern. Wat fall ik daune?“ „Kiel ma, ik hebbe mit einem Keerl wedd't, dei seggt, hei kimt all de Bägel, o wenn ik em eine Baogel wiese kann,

wat hei nich kimt, denn hebbe ik gewunne. Nu hort ma: doar inne Schien im rechtsche Fad steht ne Tunn mit Tär, o doar hebbe ik e dick Deckbedd hen-breggt o upschnäde, dat de Feddre ruttaome. Nu geht du hen o treedt di doar ganz naolt ut o nimmst de Wittquast, wat ik doar all henleggt hebbe, o be-strickst di ganz o goar mit Tär vum unde bet boowe, o denn kullerst du di inne Feddre, dat du ganz ruck utstihst. Denn geht du in dat linksche Fad, o doar war ik di ne Sultlälpel anlegge. Wenn nu de Keerl kimt, denn brumm ma af o tau o dau, as wenn du up em losgaohne wist. It war denn so daun, as wenn ik di mit de Räd' trigghulle will. Denn fall hei eis raode, wat du fär e Baogel bist, o wenn hei dat nich kann, denn hebbe ik gewunne, o du kriggst din' hundert Daoler. Dat bist e Tär warscht du di naohher naug aftrage o affahre.“ „So jo“, seggt sei, „laot ma, ik war dat naug maole.“

As de Diewel de andre Dag kimt, freggt hei giel: „Na, wor hest du de Baogel?“ „Kumm ma mit; hir inne Schien is hei, doar hebbe ik em mit de Räd' anbunde.“ „Anbunde hest du em, o mit ne Räd'? Worum dat?“ „Minsk, wat dinst du di wull? Wat is dat fär e grot, stark Tir, o so gefährlich wild! Wenn dei lostimmt, dei geht up lebendig Lid' los. Det is jo duller, as wenn de Diewel lostimmt. Doarmit hebbe ik em immer mit de stärkste Sultlälpel anbunde, denn ne schwad weer hei sol intweirierte. Gaoh ma bloß nich so dacht ran!“

Sei gaohne nu rin, o de Heierd nimmt de Räd' in de Hand o seggt: „Hir is de Baogel.“ As de Diewel em to seihnen kriggt, verkeert hei sich o reppit: „Serrjee, wat is dat fär e Tir!“ Dunn sing de Ullsch an to brummen o reegt sich o deer, as wenn sei uppe Diewel losgaohne will. „Sull doch fast, hull doch fast!“ reppit dei o tritt e paar Schritt trigg.

„Na“, freggt de Raufheierd, „kinnst du dea Baogel?“ „Nee, dea kenn ik nich; sone Baogel hebbe ik in minem Läden noch nich seihne. Aober segg mi doch, wat is dat fär e Baogel?“

„Dat war ik die segge: Dat is e Lilgenstiefen.“

„E Lilgenstiefen? Na, denn behull man Gild. Wenn dat e Kieken is, kann will ik de ulla Klud goar nich seihne.“ O doarmit ging hei af o lamm nich mehr wedder.

De Raufheierd beheilt nu all dat Gild o gaww de Ullsche hundert Daoler af. Del freid' sich sehr, o as sei sich de Tär ma erscht ontlich affahrt hebbe, leit är dat schmuder as vörher. —

Der vorstehende Schwanz wurde mir von meinem alten Freunde Herrn-Lehrer i. R. A. Gadde in Reinwasser zur Veröffentlichung übergeben. Er hatte ihn schon vor Jahren aufgezeichnet, und zwar nach dem Bericht eines alten Onkels, der auch in seinem Heimatdörfe Wollin im Kreise Stolp lebte und, wie er sagt, ein ausgesprochenes Erzählertalent besaß, weshalb er im Dorfe sehr beliebt war. Fortgelassen hat Gadde nur die drei Werten, die auch sonst häufig erzählt werden und durch die der Schwanz unnötig verlängert worden wäre.

Der Schwanz ist in Pommern nicht unbekannt. Wir finden ihn in der Märchenammlung von U. Jahn (1891) Nr. 50 unter der Ueberschrift: Das Rüllingkliden, und in den Saahiger Sagen von Fr. Ansd (1922), Nr. 214: Ein Bauer betrügt mit einem Rüllingkliden den Teufel. In der Rummelsburger Gegend sagt man nach Mitteilung von Gadde: Rüllingskliden. Woher der Name kommt und was er bedeutet, weiß jeder, der die hinterpommersche Volkssprache kennt. Es ist nur eine Umschreibung für ein weibliches Wesen, Mädchen und Frau. In Rülling, den Iltis, ist natürlich nicht zu denken. Auffallend ist im Stolper Kreise (Wollin) die Form Lilgenstiefen oder Lilchenstiefen (Lilgenstiefen). Es ist daselbe Wort, nur mit dem auf niederdeutschem Sprachgebiet öfter stattfindenden Wechsel zwischen den Buchstaben R und L und anderer Deminutivendung. Es wird — nach Gadde — auch sonst im Stolper und Rummelsburger Kreise gebraucht und bezeichnet ein kümmerliches, niedriges, schwächliches, im Wachstum zurückgebliebenes Kieken, Göffel, auch Kind und schwächliche Frau: dat is ma so e Lilgenstiefen; dann aber wird es auch in abschprechender Weise oder als Schimpfwort auf Mädchen angewandt: Sm, dat Lilgenstiefen; dat ull Lilgenstiefen. Das mit R anlautende Stammwort ist auf dem Lande gar nicht selten.